

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 106.

Posen, den 27. Oktober 1927.

Nr. 106.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Wand.

25. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Kann ich nicht gleich zu ihm gehen, Komteß? Ich brenne darauf!“ drängte Beethoven, den der Schaffensdrang wie mit scharfen Krallen gepackt hatte.

„Nicht so stürmisch, lieber Freund! Das paßt nicht für einen so großen Künstler, wie Sie es sind, und auch der Regierungsrat Sonnleithner ist ein bedächtiger Herr, der gewohnt ist, jeder Sache ihren normalen Verlauf zu lassen. Ich hoffe, Ihnen schon morgen von ihm Bescheid geben zu können, Beethoven. Sie kommen doch morgen?“

„Oh, mit tausend Freuden, Komteß!“ rief er bewegt aus. „Ich bin ja so glücklich, wenn ich in Ihrer Nähe weile, und gar heute, wo sich mir die Aussicht eröffnet, durch Sie zu einem neuen Werke berufen zu sein!“

„Noch sind wir nicht so weit, mein Lieber; aber ich will gern Ihre freudige Hoffnung auf ein gutes Gelingen teilen und dazu mein Möglichstes beitragen!“

„Dank, tausend Dank, Komteß!“

Beethoven küßte ihr heiß die Hand und stürmte davon . . .

Pünktlich um zwei Uhr nachmittags stand am nächsten Tage Beethoven im Vorzimmer der Brunswidschen Wohnung, und das Stubenmädchen ließ ihn in den Salon eintreten, in welchem Komteß Therese gegenüber einem gesetzten Herrn saß. Beethoven wollte bescheiden sich zurückziehen.

„Komteß haben Besuch? Pardon!“

„Dieser Besuch gilt Ihnen, Meister!“ lachte Therese und erhob sich. „Herr Regierungsrat Sonnleithner,“ sagte sie vorstellend, „hat auf meine gestrige Einladung die Liebenswürdigkeit gehabt, heute herzukommen, um Sie kennen zu lernen und mit Ihnen die Angelegenheit der Oper zu besprechen.“

Beethoven schlug kräftig in die ihm dargereichte Hand Sonnleithners ein und sah den Mann, mit dem er gemeinsam ein Werk zu schaffen vor hatte, durchdringend an. Der Mann gestiel ihm auf den ersten Blick; seine heitere Stirn, seine klugen Augen hatten etwas ungemein Gewinnendes, und Beethoven hatte das Gefühl, daß dies der rechte Mann für ihn sei.

„Es ist mir eine Ehre, Herr Regierungsrat,“ sagte Beethoven, „daß Sie sich selbst bemühen.“

„Die Ehre ist ganz meinerseits, Herr van Beethoven, und die beglückende Aussicht, einem so großen Meister ein bescheidenes Textbuch unterbreiten zu dürfen, ist schon Auszeichnung für mich!“

Beethoven war von dem Kompliment des Regierungsrates etwas peinlich berührt, weil er kein Freund von Schmeicheleien war, doch ging er darüber hinweg.

„Komteß Brunswid hat mir gestern davon Mitteilung gemacht, daß Sie, Herr Regierungsrat, ein Drama von Bouilly zu einem Opernbuch umdichten wollen, und ich bin begierig, dasselbe kennen zu lernen,

da ich mich mit dem Gedanken trage, etwas für die Bühne zu schaffen.“

„Ich bin gewiß,“ erwiderte Sonnleithner, „daß der Stoff der Oper Ihren vollen Beifall finden wird; ob auch meine Bearbeitung und meine Verse, das soll sich erst zeigen, wenn Sie dieselben gelesen haben werden, Herr van Beethoven.“

„Wir werden ja sehen, Herr Regierungsrat! Wie weit sind Sie mit der Arbeit?“

Die Komtesse forderte die Herren auf, wieder Platz zu nehmen, was dieselben befolgten, und Sonnleithner zog aus der Brusttasche ein dickleibiges blaues Heft hervor.

„Ich habe ein ziemlich ausführliches Szenarium des Stüdes angefertigt, Herr van Beethoven, das auch schon die einzelnen Arien und Ensemblesätze skizziert enthält, so daß Sie ein ziemlich deutliches Bild des ganzen Werkes erhalten, wenn Sie sich der Mühe unterziehen, es zu lesen.“

„Mit Freuden will ich das tun, Herr Regierungsrat; denn nach dem, was mir Komteß Therese bereits angedeutet hat, brenne ich darauf, den Inhalt des Werkes kennen zu lernen. Am liebsten würde ich die Lektüre gleich beginnen!“

„Das geht wohl nicht gut, Meister!“ mischte sich nun Therese in das Gespräch, das sie mit lebhaftem Interesse verfolgte. „Dazu brauchen Sie Ruhe und Alleinsein.“

„Sehr richtig,“ erwiderte Beethoven. „Sie kennen mich recht gut, Komtesse!“

„Wie sollte ich dies auch nicht, Meister,“ sagte Therese lächelnd. „Erfreue ich mich doch schon seit Jahren Ihres Unterrichts und Ihrer Freundschaft, worauf ich nicht wenig stolz bin.“

Beethoven sah sie mit einem Blick voll Liebe und Bewunderung an.

„Wie hoch ich Sie verehere, Komteß —, braucht es da noch der Worte?“ sagte er warm, „und nun schulde ich Ihnen noch Dank, daß Sie mir Gelegenheit gaben, mich mit diesem Werke zu befassen“ — er schlug das Umschlagblatt des Heftes in seiner Hand auf, von dessen erster Seite ihm in großen Buchstaben der Titel „Leonore“ entgegenblickte. Sinnend sah er auf die Zeile hin, und in seinem Antlitz zuckte eine tiefe innere Bewegung auf.

„Leonore!“ sagte er leise vor sich hin. „Der Name gefällt mir; er sagt mir so viel! Gewiß handelt es sich um Liebe und Treue darin?“

„Gewiß, Herr van Beethoven,“ sagte Sonnleithner; „um ein seltenes und ergreifendes Beispiel aufopfernder Liebe und Treue.“

Beethoven nickte befriedigt. „Darf ich das Buch mitnehmen?“

„Ich bitte darum!“

„Ich werde es bald lesen und Ihnen Bescheid geben, Herr Regierungsrat. Wo finde ich Sie am besten?“

„Tagsüber in der Kanzlei des Burgtheaters, Herr van Beethoven!“

„Sie werden bald von mir hören!“

Beethoven erhob sich und wandte sich an Therese. „Komteß, beurlauben Sie mich für heute, denn ich brenne

vor Begierde, das Buch zu lesen. Sein Name hat mich förmlich beherzt — Leonore!“ Es lag wie Musik in der Art, wie er den Namen des Werkes aussprach, und ihn dann, wie im Nachgenuß, wiederholte. „Leonore!“ . . . Was hatte ihm doch dieser Name durch lange Jahre hin bedeutet?

Rasch verabschiedete sich Beethoven von der Komtesse und dem Regierungsrat und stürmte davon, als fürchtete er den Schatz in seiner Hand zu verlieren.

Ein seltsamer Mensch!“ sagte Sonnleithner kopfschüttelnd zu Therese.

„Aber ein Großer, ein Einziger!“ erwiderte diese, und in ihren Augen glänzte es von Rührung und tiefem Gefühl . . .

Sie ahnte es wohl, daß sie in dieser Stunde den Keim zu einem großen, erhabenen Werke in des geliebten Meisters Seele gelegt hatte, der zu herrlicher Blüte und ewigem Glanze erstehen sollte.

In fiebernder Hast durchslog Beethoven daheim die Seiten des Buches, und je weiter er kam, desto mehr schien er von der Dichtung gefesselt. Die Gestalten Leonorens, Florestans, Roccas — sie alle standen in lebensvoller Gestalt vor seinem geistigen Auge, und im Grunde seiner Seele fanden sie bereits Atem und Leben in der Musik, die sie erfüllen und umhüllen sollte und die sich während des Lesens in Beethoven noch unmerkbar, aber doch schon fühlbar losrang . . .

Das sollte ein Werk für die Ewigkeit werden, das wollte er mit seinem Herzblute schreiben, weil es Gestalt gewinnen und von der Bühne herab sein Können der Welt kundgeben sollte.

Beethoven war wie in einem hitzigen Fieber, als er am späten Abend die Lektüre des Opernbuches beendet hatte. Sein Kopf glühte, und sein Herz klopfte ihm bis zum Halse hinauf, so daß er sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, als er sich erhob und hatte. Er fühlte, daß er etwas tun müsse, um seiner Erregung Herr zu werden, um seine vibrierenden Nerven zu beruhigen — aber was? Ins Freie hinaus? Dazu war es zu spät, und er war auch viel zu abgesspannt, um noch aus der Stadt hinaus auf die Bastei oder gar über das Glacis zu laufen . . . Ins Gasthaus, ein Glas Wein trinken? Das war ihm zu banal, und die Gesellschaft, die er dort treffen mochte, konnte ihm, der soeben mit Florestan und seiner Leonore, mit dem Minister, mit Rocco und Marzelline im Geiste geschwelgt, wohl nicht entsprechen . . . Aber etwas mußte er tun — es gärte in ihm, daß er zu plagen drohte!

Sein Blick fiel auf das Klavier, seine beste Zuflucht und sein treuester Freund in allen Stunden seines Daseins, und mit magischer Gewalt schien dieses ihm zuzuwinken: Komm zu mir!

Beethoven ging mit beinahe wankenden Schritten an das Instrument, ließ sich auf dem Stuhl vor demselben nieder, und seine rechte Hand fiel wie kraftlos auf die Tasten, um dort schwer liegen zu bleiben. Den von Gedanken durchtobten Kopf stützte er in die Linke, deren Arm auf dem oberen Rande des Klaviers ruhte, und so saß er lange, lange da — ein menschlicher Vulkan, in dem es gärte und tobte, der nach einem Ausbruch lechzte, um die ungeheuerliche Spannung zu lösen, die ihn erfüllte und quälte . . . Wie lange Beethoven dort so gesessen, er wußte es nicht. Er starrte wie leblos vor sich hin, und doch glühte es in ihm von Leben und Schaffensfreude, die nach neuem Ausdruck suchte, die nach der Geburt eines neuen Werkes rang, das nicht ihn allein zum Schöpfer haben sollte — nein, das auch den Dichter, den Darsteller, den Regisseur und alle Hilfsmittel der Bühne brauchte, um zum Publikum zu sprechen . . .

„Leonore!“ kam es mit einem Male, wie ungewollt, von seinen Lippen, und er fuhr zusammen, als wäre er vor dem Klange seiner eigenen Stimme erschrocken. Dieser Name, der ihm einst so viel, fast alles bedeutet hatte, flammte vor ihm auf, verheißungsvoll und lockend schien Beethoven ein Symbol des Triumphes, wenn auch die

Trägerin dieses Namens, die einst so heiß Geliebte, eines anderen Gattin geworden, wenn auch inzwischen Giulietta sein ewig nach Liebe lechzendes Herz enttäuscht hatte, das nunmehr mit all seiner Kraft und Innigkeit an Komtesse Therese hing . . . War sie es ja gewesen, die ihm den Anstoß gegeben, eine Oper zu komponieren, deren Buch da vor ihm lag, dessen Inhalt ihn gepackt und beinahe betäubt hatte — ihr mußte er dieses kommende Werk weihen und all seine Kraft, sein Ringen und Wollen hineinlegen . . .

Beethoven fuhr mit beiden Armen hoch empor, als wollte er den Himmel erfassen und zu sich herabziehen; dann fielen seine Hände bebend auf die Tasten, und sanfte Töne entquollen den Saiten des Klaviers. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt — wie Goethe sang — so klang es unter seinen gottbegnadeten Händen, und in diesen weihvollen Stunden lösten sich die später zur Unsterblichkeit bestimmten, noch unklaren Konturen der ersten Leonore-Duvertüre von des tief bewegten Künstlers Seele in bezauberndem Wohlklang los . . .

Alle Spannungen in Beethovens hatten sich gelöst, seine himmelanstürmende Seele war befreit, und nach geraumer Zeit suchte er sein Lager auf, wo ihn im Traume holde Bilder umgaukelten, deren Gestalten sich um die Heldin seiner Oper „Leonore“ rankten . . .

Am nächsten Morgen machte Beethoven sorgfältiger als sonst Toilette und begab sich, das Heft mit dem Opernbuch unter dem Arm, in die Kanzlei der Burgtheaterdirektion zum Herrn Regierungsrat Josef Ferdinand Sonnleithner, der knapp vor ihm in seine Kanzlei gekommen war. Ueberrascht sprang dieser von seinem Stuhle auf.

„Herr von Beethoven, so rasch habe ich Ihren Besuch nicht erwartet! Das Buch sagt Ihnen wohl nicht zu?“ rief Sonnleithner dem Eintretenden entgegen.

„Im Gegenteil, Herr Regierungsrat, ich bin davon entzückt und dessen gewiß, daß sich daraus etwas ganz Großartiges machen läßt.“

„Das freut mich ungemein, Herr von Beethoven, wirklich ganz außerordentlich, und nun ist mir Ihr so rascher Besuch erklärlich. Die „Leonore“ hat Ihnen also gefallen, verehrter Meister?“

Beethoven nickte heftig. „Mehr als das! Der Stoff hat mich gepackt und nicht mehr losgelassen, und schon gestern abend, unmittelbar nachdem ich das Buch in einem Zuge zu Ende gelesen habe, stand das ganze Werk im Geiste vor mir . . .“

„Sie sehen mich entzückt, Meister; da muß das Werk wohl gelingen!“ unterbrach ihn Sonnleithner erfreut.

. . . und ich habe mir in der ersten Rage gleich ein Longemälde abgerungen, in welchem meine Gedanken über das Werk festgehalten sind, so daß ich aus dem Stück eine vollständige Duvertüre zu machen gedenke.“

„Das ist einfach fabelhaft,“ rief Sonnleithner hoch erfreut. „Ich erwartete von Ihnen Großartiges, Meister, aber so schnell und mit dieser Begeisterung . . .“

„Lassen wir das,“ unterbrach ihn Beethoven, „sprechen wir lieber von sachlichen Dingen. Denken Sie, Herr Regierungsrat, daß das Kärntner-Theater diese Oper annehmen wird?“

„Ich will es hoffen, aber vorderhand läßt sich nichts Bestimmtes darüber sagen.“

„In Ihrer Stellung muß es ja leicht sein, mit diesem Theater Fühlung zu nehmen, und ich denke mir, ein anderes Theater käme gar nicht in Betracht.“

„Heute ist es wohl noch zu früh, darüber zu sprechen, Herr von Beethoven! Viel wichtiger wäre es, zu wissen, wann Sie die Oper zu vollenden gedenken.“

Beethoven sann nach und zog dabei die Stirn in krause Falten.

„Das kann ich absolut nicht bestimmen, Herr Regierungsrat! Wenn mich der Arbeitsrappel packt, dann schreibe ich Tag und Nacht, aber“ — er stockte einige Augenblicke — „wenn das Gegenteil eintritt, dann

Schreibe ich durch Wochen und Monate nicht eine Note."

Sonnleithner sah lächelnd auf den so offenherzigen Komponisten.

"Nach den ersten Anzeichen von gestern, Meister, will ich auf das erstere hoffen. Jedenfalls werde ich mit Geduld abwarten, was Sie und Ihr Genius zu schaffen bereit sein werden. Während Sie sich der kompositorischen Arbeit widmen, will ich für das erhoffte Werk tätig sein und uns die Bühne für dasselbe sichern, was immerhin auch ein Stück Arbeit ist."

"Einverstanden, Herr Regierungsrat!" Beethoven streckte ihm seine Hand entgegen. „Kann ich das Buch gleich wieder mitnehmen?"

"Ich will nur noch eine Abschrift desselben machen lassen, Herr van Beethoven; dann schicke ich Ihnen dasselbe sofort zu, damit Sie, wenn es Ihnen paßt, mit der Arbeit daran beginnen können!"

Sie sprachen noch einige belanglose Worte miteinander, dann schieden sie. Beethoven ging mit hochschwellenden Gefühlen von dannen und eilte zu Komtesse Theresie Brunswid, um ihr als Patin des werdenden Werkes brühwarm mitzuteilen, wie rasch sich die Sache zu entwickeln begonnen . . .

Wochen und Monate vergingen. Beethoven arbeitete mit wahren Feuereifer an seiner Oper, während Sonnleithner und dessen Freunde wie auch die Protektoren Beethovens alle Hebel in Bewegung setzten, um die Annahme des Werkes im Rärnter-Theater durchzusetzen. Aber alle Bemühungen in dieser Hinsicht waren vergebens, denn sowohl der Direktor wie alle anderen maßgebenden Faktoren stemmten sich gegen den Komponisten, der mit seinem Genie zweifellos eine gefährliche Bresche in die geschlossene Phalanx der italienischen Oper, die damals fast unbeschränkt herrschte, geschlagen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geige.

Von Max Geisenhühner.

Nachdem mein Vater die Klavierlehrerin für sechs Stunden Klavierunterricht bezahlt hatte, ohne daß ich die C-dur-Sonleiter mit einer Hand zu spielen vermochte, kündigte er den Unterricht. Meine Mutter jedoch, die sehr musikalisch war und immer, wenn ich abends einschlafen wollte, abwechselnd laut und leise zu singen begann, wozu meine Schwester sie am Klavier begleitete, während mein Vater in der Sofaede saß und trotz alledem schmachtete — meine Mutter also wollte durchaus, daß ich irgend ein Instrument spielen lernte. Sie fragte mich daher, zu was ich besonders Lust hätte. Ich besann mich nicht lange und sagte Kirchenorgel, weil ich wußte, daß sie dann den Unterricht noch aufschieben mußte. Aber sie ließ nicht locker und meinte, ich müßte sofort etwas anfangen, damit ich mein Gehör bilde. So kam ich schließlich darauf, mir die Geige auszusuchen, weil sie nur vier Saiten hat und man sicherlich durch dieses Drehen an den Wirbeln die Töne immer so stellen konnte, wie man wollte. Sie war über meinen Entschluß sehr erfreut und stellte meinem Vater vor, wie schön das sein würde, wenn meine Schwester mich abends zum Geigenpiel am Klavier begleitete. Mein Vater, der mir nicht recht traute und den das vergebens ausgegebene Geld für die Klavierstunde ärgerte, wollte zuerst nicht recht. Aber meine Mutter machte ihm so deutlich klar, daß er für meine Bildung mitberantwortlich sei, bis er schließlich einwilligte. Nun erhob sich die Frage, was für ein Instrument zu beschaffen sei. Ich regte an, eine Amati zu kaufen, weil ich kürzlich in der Zeitung gelesen hatte, daß man auf alten Geigen besonders gut spielen könne. Mein Vater aber fuhr über Sonntag zu meinem Großvater aufs Land und holte dessen Geige, die, wie er sagte, alt genug für mich sei. Auch er habe in seiner Jugend darauf gespielt, und wenn er es auch nicht weit gebracht habe, so habe er doch einen Ländler und „Bianchen summa herum" spielen können. Spät Sonntags abends kam er mit der Geige zurück. Sie lag in einem Geigenkasten aus marmorierter Pappe, die Saiten waren gesprungen, und der Bogen hatte nur ein Dupend Haare. Wir waren alle aufgeblichen, um das Instrument zu sehen. Mein Vater hatte bereits neue Saiten gekauft. Wir legten die Geige auf den Tisch, und nun begann er als alter Sachverständiger die Saiten aufzuziehen und den Steg einzuflechten. Vorsichtlich drehte er an den Wirbeln. Dabei kippete er immer mit den Fingern an den Saiten, und plötzlich sagte er: „G". Meine Schwester eilte zum Klavier, um den Ton nachzuprüfen, und meinte, es wäre „A", worauf er die Saite weiter anzog. Gespannt lagen wir alle mit den Nasen auf dem Tisch dicht über der Geige. Schließlich waren alle Saiten aufgespannt. Mein Vater schloßte und rieb mit hochrotem Kopf den Bogen mit Kolo-phonium ein. Ich dachte in diesem Moment, jetzt müßte er mir

ähnlich sehen; denn mir ging es genau so, wenn ich mit irgend einem verrückten Spielzeug beschäftigt war. Meine Schwester lächelte immer höhnisch, wenn er behauptete, die Geige stimme jetzt. Aber meine Mutter war nachsichtig und gab ihm recht. Na, sie erklärte sich sogar bereit, ihn am Klavier zu „Bianchen summa herum" zu begleiten. Mein Vater nahm die Geige, drückte sie unteres Kinn und setzte den Bogen an. Wie in meinem Leben wieder habe ich solche Töne vernommen. Als er die ersten fünf Noten gespielt hatte, fragte ich ihn, ob das eine ausländische Biene sei, worauf er mir mit dem Geigenbogen über den Kopf schlug, so daß wieder einige Haare zerfielen. Im gleichen Augenblick sprang die E-Saite mit furchtbarem Knall und zerflog ihm den Kneifer. Wie ein Wülfen rannte er hinter mir her, weil er glaubte, ich sei der Schuldige. Da er aber ohne Kneifer nicht gut sehen konnte, rannte er mit dem Kopf gegen die Stubentür, was meine Schwester in einen lachtrampfartigen Zustand versetzte, während meine Mutter ihm vorsichtigerweise die Geige aus der Hand nahm, in der Befürchtung, mein Großvater würde sie in lauter kleinen Stücken zurückbekommen. Sie küßte ihrem Gatten den Kopf und winkte uns, in ein anderes Zimmer zu gehen.

Als beide im Wohnzimmer verschwunden waren, nahm ich heimlich die Geige, meine Schwester den Bogen, und wir riefen „Gute Nacht". Der schliefen wir in die Küche, weil man uns dort nicht hören konnte. Sie lag nämlich ganz weit hinten nach dem Hof, während die Eltern nach vorne schliefen. Wir setzten uns auf das breite Rückenfenster, ich nahm den Bogen und versuchte, auf der Geige herumzustreichen. Die Töne waren sehr interessant. Wir gaben uns gegenseitig Rätsel auf, was sie bedeuten könnten. So geigten wir „Türkinnen", „gefangene Mäuse", „geflemmte Raben", „schreiende Neugeborene" und „Tante Annas Stimme am Telefon". Natürlich dachten wir auch an den Wirbeln, um die Möglichkeiten zu vermehren, und brachten es schließlich bis zum „Todesstöhnen einer Kuh" und dem tiefen Stöhnen im Schnarchen unseres Vaters. Ja, dieser gelang uns so besonders gut, daß wir ihn ständig wiederholten. Es klang in der Tat wie heimliches Sägen, beim Hinaustrich zarter, beim Abstrich kräftiger. So saßen wir bereits eine Stunde in der Küche bei offenem Fenster. Ueber uns hatte man schon ein paar mal „Ruhe" gerufen, einmal eine Frauenstimme, einmal eine Männerstimme. Wir ließen uns aber nicht stören, sondern versuchten im Gegenteil die beiden Stimmen auf der Geige nachzuahmen. Bald hatten wir das wiruos heraus, worauf sich wütend die Fenster über uns schloßen. Jetzt kam ich auf die wunderbare Idee, aus der Geige eine Windharfe zu machen. Ich holte aus dem Handwerkskasten eine lange Schnur, band sie der Geige um den Hals und ließ sie dran — wir wohnten im dritten Stock — zum Fenster hinaus, zehn Meter abwärts. Da die Küche auf eine Art Luftschacht hinausging, in dem im rechten Winkel von zwei Seiten die Fenster der übrigen Wohnungen stießen, erklärte ich meiner Schwester, daß das der richtige Resonanzboden für eine Windharfe sein müsse. Langsam begann ich die Geige zu schwingen. „Ich höre nichts," flüsterte meine Schwester. „du mußt stärker schwingen." Ich tat es. Leise flirrte die Geige an den Mauervorsprüngen vorbei. Es war schon ziemlich dunkel, und wir konnten sie kaum noch erkennen. „Stärker!" rief meine Schwester hervor. „Ich höre immer noch nichts." Im gleichen Augenblick aber hörten wir beide etwas. Wir hatten sie in das Fenster im ersten Stock geschwungen, und eine Scheibe zerbrach klirrend auf dem Hof. Sofort riß ich die Geige hoch, schon hörten wir Geschrei, Fenster wurden geöffnet, und gerade als ich die Geige glücklich wieder oben hatte, streckten sich überall die Köpfe heraus, um Ausschau zu halten, was es gäbe. Da wir kein Licht anmachten, konnte man nichts von uns erkennen. Ich fühlte nur zu meinem Schreck, daß bei der Geige der Boden fehlte. Auch war der Steg verschwunden, und zwei Wirbel waren verloren gegangen.

Auf Bebenspitzen gingen wir zu Bett. Flüsternd überlegten wir, was zu tun sei. Ich hatte schnell meinen Plan gefaßt; denn ich hörte, daß nebenan auch meine Eltern unruhig zu werden begannen, da immer noch Fenster und Türen geöffnet und zugeschlagen wurden. Ich ging zur Korridortür, schloß sie behutsam auf und lehnte sie an. Dann ging ich mit der Geige in die Küche und warf sie auf den Hof. Als ich in unser Zimmer zurückkam, machte mein Vater Licht, und draußen an unserer Tür klingelte es. Ich gab meiner Schwester einen Schuß, und wir gingen an unsere Schlafzimmertür, um zu horchen, was da los sei. Wir hörten, wie mein Vater dem Nachbar, der gestingelt hatte, erzählte, daß anscheinend Einbrecher im Hause gewesen seien, auch ihm sei etwas unheimlich zumute, denn er könne sich bestimmt entsinnen, die Korridortür abgeschlossen zu haben. Da kamen auch schon aus dem ersten Stock die Leute gelaufen und berichteten, daß man vom Hof aus versucht habe, bei ihnen durchs Fenster einzusteigen. Mein Vater leuchtete die ganze Wohnung ab, mit einem Revolver in der Hand, während der Nachbar, der in Unterhofen war, einen eisernen Feuerhaken in der Hand hielt. Wir mußten zu unserer Mutter ins Schlafzimmer und durften uns nicht rühren. Nach wenigen Minuten kamen mein Vater und der Nachbar zurück, und mein Vater sagte nur die Worte: „Die Geige ist weg!" In diesem Augenblick vertrocknete sich meine Schwester tief unter die Bettdecke meiner Mutter, ich fühlte ganz deutlich, daß sie vor Lachen hersten wollte. Ich aber mußte ganz ernst bleiben, was mir nicht schwer fiel, denn schließlich hatte ich ja die ganze Sache eingefädelt. Nach wenigen Sekunden löste sich die allgemaine Spannung in dem Ausdruck meines Vaters: „Gott sei Dank, daß es weiter nichts ist. Ich weiß es noch ganz genau, Großvater hat bloß drei Mark dafür gegeben. Sicherlich hat einer von unten auf der Straße mein Spiel gehört und hat gedacht, es wäre ein Meisterinstrument." Damit war ja keine Ruchst haben sollten, durften wir im Schlafzimmer der Eltern bleiben. Ich

schlaf bei meinem Vater im Bett, meine Schwester bei meiner Mutter. Während uns beide über die Köpfe streichelten, kniffen wir uns unter der Decke grün und blau, um nicht laut loszuprusten. Als ich dann aber sagte, ich hätte jetzt genug vom Geiselnlernen, schrie meine Schwester los und lachte derart, daß schließlich meine Eltern anfangen mitzulachen, obwohl sie sich gegenseitig erklärten, solch ein Lachen sei nervös und stelle sich oft bei großen Erlebnissen oder nach schreckhaften Vorgängen ein.

Wie Friedrichs des Großen Flötenspieler Quanz zu seiner Frau kam.

Den zeitgenössischen Quellen nacherzählt von Adolf Rastin.

Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte, und sie wirft ein charakteristisches Licht auf Friedrichs sagenumwobenen Flötenspieler, der eigentlich nichts anderes kannte als seine Musik und seine großen königlichen Herren. Sein Schicksal verschlug ihn schon in jungen Jahren an den Hof Augusts des Starken, des vielgerühmten und vielgeschmähten Sachsenkönigs, und der junge Friedrich lernte ihn schon während seiner Kronprinzenzeit in Rheinsberg kennen. Da Quanz nach den Berichten der berühmtesten in- und ausländischen Zeitgenossen der beste Flötenspieler seines Jahrhunderts genannt wurde, wundert es uns gar nicht, daß Friedrich ihn damals zu seinem Lehrer wählte. Auf geheimen Wegen ging Quanz zweimal im Jahre nach Rheinsberg, und mehr als einmal hat er vor dem Jörn des musikalischen Vaters seines Schülers die Flucht ergreifen müssen. Erst als Friedrich den Königsthron Preußens bestiegen durfte, konnte er Quanz, seinen geliebten Lehrer und Freund, in seinen Dienst nehmen. Durch alle Stürme hindurch ist Johann Joachim Quanz seinem König treu geblieben, bis endlich im Jahre 1773 der Tod seinem Wirken ein Ende setzte.

Den Frauen ist unser Quanz immer mit Vorzucht begegnet, und er mag wohl seine Gründe dafür gehabt haben. Man soll mit Frauen nicht spaßen, erst recht nicht mit verheirateten Frauen. Solche Lebensregeln mag Quanz sich selber gegeben haben, als er beinahe einmal von einem eifersüchtigen neapolitanischen Kabaletier über den Haufen geschossen worden war. Damals weilte er in Neapel und war aufgefordert worden, einer kunstbestimmten Marchesa Musikunterricht zu erteilen. Quanz, der zwar auf Kosten seines damaligen Herrn die Schönheiten Italiens genießen durfte, ohne sich um Arbeit kümmern zu müssen, suchte dennoch, wenn er Gelegenheit fand, hin und wieder mit seinem Talent zu wuchern. Er nahm also das Anerbieten der schönen Marchesa an und fand sich mehrmals in der Woche bei ihr ein, sie in die Geheimnisse des Generalbasses einzuweißen. Eines Tages wurden diese wahrlich recht unschuldigen musikalischen Uebungen von dem damaligen spanischen Gesandten in Neapel, „einem Vertrauten der Marchesa“, wie der Chronist berichtet, plötzlich unterbrochen, und obwohl er sowohl die Schülerin als auch den Meister ersuchte, sich bei Gott nicht in ihrem Concerto stören zu lassen, schien es doch, als ob er mit Gewalt seine Eifersucht verbergen müsse. Er ließ sich sogar herbei, ein kurzes Gespräch mit Herrn Quanz anzuknüpfen, und ihn über die Zustände in Dresden zu befragen. Dann betrachtete er ihn von oben bis unten, wie um seine körperlichen Eigenschaften mit denen seines Geistes zu vergleichen und beurteilte sich alsbald von der Dame seines Herzens. Quanz dachte wohl an nichts Böses, bis er am folgenden Abend eine Angel durch die offenen Fenster seiner Mietstübche zischen hörte. Daß ihm darob der Schrecken den Atem benahm und ordentlich in seine Knochen fuhr, wird auch uns heute noch verständlich erscheinen, denn diese vermaledeite Angel war vermutlich keineswegs dazu bestimmt, ihm einen Spaß zu bereiten. Quanz fuhr mit dem Kopf gegen die Decke seines Wagens und im Zurücksinken auf die eben nicht sehr weichen Polster tauchte blühartig die Gestalt des spanischen Gesandten vor seinem Geiste auf. Um flückerhin sein Leben nicht unnötigerweise aufs Spiel zu setzen, da er doch tatsächlich unschuldig war, verließ er in aller Hast Neapel und benutzte die eiligste Post, um möglichst schnell in Sicherheit zu kommen. Wer wird ihm verübeln wollen, daß er in seiner Eile vergaß, von der schönen Marchesa gebührend Abschied zu nehmen?

Seit diesem Abenteuer mied Quanz die Frauen wie das Hegefeuer, und er zog es vor, um so heftiger seine Flöte zu lieben. Vielleicht, daß deshalb gerade dieses Abenteuer schuld daran war, daß er der berühmteste Flötenspieler des 18. Jahrhunderts wurde — wer weiß? Das Schicksal geht oft krumme Wege. Und so blieb Quanz unbewußt, und wäre nicht sein Freund Schindler gestorben, wahrscheinlich hätte er wohl niemals geheiratet.

Freund Schindler in Dresden war tatsächlich schuld an dieser Heirat, denn Herr Schindler besaß eine recht liebe Frau, Madame Schindlerin mag nun schon bei Lebzeiten ihres Gatten ein Auge auf Quanz geworfen haben oder nicht, als ihr Mann dahingegangen war, gestattete sie dem besten Freund des Verstorbenen, ihr Haus nach wie vor zu besuchen. Gute Freundschaft währet über den Tod hinaus.

Der Chronist sagt: „Madame Schindlerin war von sehr lebhaftem Temperament, und der Herr Quanz ein wohlgenährter Mann.“ Wir haben also keinen Grund, an der Aufrichtigkeit zu zweifeln, mit welcher benannte Madame Schindlerin eben diesem Herrn Quanz ihre Gunst bewies. Doch sie hatte die Rechnung ohne Quanz gemacht. Der besuchte sie zwar oft und gerne, sprach ihr wohl auch tröstende Worte zu, aber auf den Gedanken, sie zur Frau zu nehmen, schien er nicht zu kommen. Vielleicht, daß ihm die Angel in Neapel ein für allemal die Lust dazu genommen hatte.

Nun können wir, wenn wir wollen, das eben gesprochene Wort herumdrehen und sagen: Herr Quanz hatte die Rechnung ohne die Schindlerin gemacht. Die Wächter Evas sind uns in solchen Dingen ja immer weit überlegen, und sie haben den stündhaften Apfel bald gefunden. So auch Madame Schindlerin.

Als Quanz eines Tages bei ihr weilte, schrie Witwe Schindler plötzlich furchtbar auf und begann über einen Anfall von grauamem Kopfschmerzen und Seitenstechen jämmerlich zu klagen. Sie warf sich aufs Bett, und dem erschrockenen Freund traten die Tränen in die Augen, da er sie so furchtbar leiden sah. Nach geraumer Zeit, als die Krankheit heftiger zu werden schien, rief sie Arzt und Priester rufen, gerade so, als ob sie sich für den letzten Gang bereit machen wolle. Der arme Quanz kniete hilflos vor ihrem Bett und brach in bittere Tränen aus. Als ob sie diesen Augenblick erwartet hätte, schluchzte die Schindlerin laut auf und konnte nichts weiter herausbringen als den Wunsch, den Namen „einer rechtmäßigen Frau vom Herrn Quanz“ mit sich ins Grab zu nehmen. Was wollte Quanz machen? Vor Kühnheit brachte er zunächst kein Wort heraus, küßte die sterbende Schindlerin auf den schmerzverzerrten Mund und zeigte sich mit Leib und Seele bereit, diesen letzten Wunsch einer Sterbenden zu erfüllen.

Schleunigt wurde die Einwilligung des Hofes geholt, die dem Geistlichen gestattete, „bey bewandten Umständen den Herrn Quanz und die Madame Schindlerin ohne weitere Ceremonien sofort zusammen zu geben“. In der Zeit von einer Stunde war alles so weit in Ordnung, daß der Trauungsakt vollzogen werden konnte. „Die Kranke aber“, so heißt es in unserer Chronik, „die vermeintliche Kranke aber fuhr mit einem Satz aus dem Bette heraus, fiel dem Herrn Quanz mit einem grausamen Lachen herzend und klissend um den Hals; und der Herr Quanz — der stand wie versteinert da und wußte nicht, wie er so geschwinde, in dem Zeitraum von etwa zwei Stunden, zu einer Frau gekommen war“.

So weit die sicherlich recht merkwürdige und nicht alltägliche Geschichte von Quanzens Verheiratung. Daß diese Ehe in bestem Einvernehmen geführt wurde, steht außer Zweifel, wenngleich unser Chronist sich darüber ausschweigt. Gleichzeitig aber zeigt uns diese Geschichte, daß die Romantik nicht erst im 19. Jahrhundert erfunden wurde.

Allerlei Wissen.

Das Stadion in der Fabrik.

Ein großes industrielles Unternehmen in Berlin-Weißensee, das mit gutem Erfolge den Forderungen moderner Arbeiterfürsorge gerecht zu werden bemüht ist, hat nicht nur in seinen Fabrikräumen Lautsprecher angebracht, um die dort tätigen während ihrer sonstigen, mechanischen Beschäftigung durch Musik anzuregen, es ist sogar ein Schritt weiter gegangen und hat draußen auf dem Fabrikgrundstück umfangreiche sportliche Anlagen geschaffen. Hier findet der Käufer seine Aschenbahn, der Wassersportler sein Schwimmbad und der Voyer seinen Ring. Die ruhende Arbeitsschicht hat so Gelegenheit, sich körperlich in freier Luft unter sachverständiger Leitung zu betätigen. Der zeitraubende Weg zum Sportplatz kommt in Wegfall; erhöhte Arbeitsfrische und größere Arbeitsleistung sind das Ergebnis.

Wider zu diesem interessanten Thema mit einem erläuternden Aufsatz des bekannten Sportmannes Willi Dörer bringt die neueste Nummer (44) des „Illustrierten Klattes“, Frankfurt a. M.

Neuen reichem Lesestoff und aktuellem Photomaterial enthält die Nummer weiter einen hebildlichen Aufsatz von Hans Gieseler „Hinter den Kulissen des Varietés“, einen über „Apparate zum Hellsehen“ von Dr. Böbl (Franzensbad), einen vergleichenden Artikel „Rund um die Ehe“ sowie etwas über „Sporttypen“ und „Weinlese“. Die Nummer ist ab Dienstag überall für 20 Pfa. zu haben.

Nationalisierung des Bettelns. Ein Wiener Geschäftsmann hat eine Vorrichtung erfunden, die an dem Eingang der Geschäfte anzubringen ist und es dem Bettler ermöglicht, durch einen Druck auf den Knopf ein Geldstück zu erhalten. Das Gerät zur Selbstbedienung der Bettler ist einfach ausgeführt und in Verbindung mit der Abschleutung und einem Kauterel so ausgestattet, daß immer nur ein Geldstück entnommen werden kann.

Fröhliche Ecke.

Humor. Der Zauberkinsler: „Deffnen Sie die Hand, mein Herr — Ihr Taschenmesser hat sich in eine goldene Uhr verwandelt. Und jetzt verwandele ich sie wieder zurück...“ — „Ne, lassen Sie man, mir is es so lieber!“

Das Geburtstagsgeschenk. „Geliebte Gilly, was wünschst du dir zu deinem morgigen zwanzigsten Geburtstag?“ fragt ärmlich der beglückteste Freier. — „Schah,“ flüßet Gilly schwärmerisch, „von dir will ich morgen früh auf meinem Cabentisch nur einen Strauß Rosen finden, genau so viel Rosen, wie ich morgen Jahre zähle!“ — Der Freier eilt in das große Blumengeschäft, in dem er seit Jahren seinen Bedarf deckt. Wählt zwanzig prächtvolle Da-France-Rosen aus und ordnet an, daß diese morgen früh mit seiner Karte in die Wohnung seiner zukünftigen geschickt werden. Als er fort ist, sagt der Blumenhändler zu seiner Verkäuferin: „Das ist einer unserer besten Kunden, legen Sie noch zehn Stück gratis bei!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Pognak.